

zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser in einem einleitenden Vorworte über dieses Alles, so wie über die Studien, auf die er seine Arbeit baute, einige Auskunft gegeben hätte. Wir wollen ihm jedoch über diese vielleicht zufällige Unterlassung keinen Vorwurf machen, da dieselbe dem Werthe des Ganzen nicht den mindesten Eintrag thut. Ja, das Auskunftsmittel, das den Verfasser, wie wir eben zeigten, aus Discretion in der Betitelung seines Romans ergriffen hat, wird ihm noch obendrein die Gunst und den Dank so mancher schönen Leserin erwerben, so wie den Beifall aller Leser bringen, die ein gleiches oder ähnliches liebenswürdiges Schwesternpaar kennen und verehren.

Was nun die höheren Anforderungen betrifft, die man an den historischen Roman zu machen berechtigt ist, so kann man dem Verfasser der „dunkeln Rosen“ das Zeugniß ausstellen, daß er sich — bewußt oder unbewußt — auf dem nächsten und besten Wege befindet, eine hinreichende Erkenntniß darin zu entwickeln und darzulegen. Der Roman ist ihm zwar nicht geradezu der Geschichte wegen da, aber auch nicht umgekehrt: die Geschichte des Romans wegen. Seine Arbeit schaukelt sich behaglich und wohlgefällig mitten inne, und ladet recht lockend ein, sich der gleichen Bewegung unter seiner schwungkräftigen Hand zu überlassen. Es schlingt sich das Geschichtliche und das Romanhafte auf eine höchst ungezwungene Weise in und durcheinander und bildet meistens ein artiges, anmuthiges Ganzes. Die Verbindung der beiden Theile ergibt sich stets wie von selbst und der dazu nöthige Proceß ist ohne Schwierigkeit vor sich gegangen. Ueberhaupt scheint der Verfasser, einmal seines Stoffes mächtig geworden, weder Hindernisse bei seinen Schöpfungen zu finden, noch sich dieselben irgendwie und irgendwo eigensinnig oder mürrisch zu schaffen. Er gehört, irren wir nicht, zu denjenigen beneidenswerth glücklichen Autorgeistern, die im Ganzen mühe- und sorgelos sich aufschwingen und dahin fliegen „durch Honigthau und Düfte“. — In der Dornau'schen Auffassung der Zeit und des Geistes der Zeit liegt jedenfalls zuerst das, was man gemeinhin geschichtliche Wahrheit nennt. Diese aber, wie sich fast von selbst versteht, würde keineswegs genügen. Unbestreitbar ist es ja, daß auch in dem besten Geschichtsbuche die Todten von Jahrhunderten und Jahrtausenden, wollte und könnte man sie zu dem Zwecke der Prüfung und Bestätigung der Wahrheit wieder erwecken, sich kaum zwei Minuten weit würden zurecht finden können. Eben so wahr ist es, daß — was insbesondere auch von der französischen Revolution in ihren vielen meisterhaften und doch unter einander nicht zusammenklingenden Darstellungen gilt — sich oft schon von Vorgängen, die kaum etwas mehr als ein halbes Jahrhundert, ja nur dreißig Jahre zurückliegen, ein vollständiges Gemälde nicht schaffen läßt. Das Geschäft des Geschichtschreibers ist es, vermöge der Sonnenstrahlen seiner For-

schung ein Daguerreotypbild zu geben, und man ist mit einem solchen, vorzüglich wenn noch der leise Hauch einer Gesichtsfärbung dazu gegeben, höchlich zufrieden. Anders verhält es sich mit dem Berufe des Dichters. Von ihm fordert man ein in jeder Beziehung sprechendes und in vollen Lebens- und Fleischesfarben prangendes Gemälde. Er muß Licht in ein dunkles Gebiet bringen, wo kein andres als das der Poesie einzudringen vermag, er muß im Oedipus von Felsen zu Felsen wandern und Sphinx um Sphinx in den Abgrund stürzen. In diesem Sinne sang Schiller vom Dichter:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat Alles geseh'n, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt,
Er saß in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.“

„Er breitet es glänzend und lustig aus
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.“ u. s. w.

Es hieße durchaus ungerechter Weise dem Verfasser der „dunkeln Rosen“ allen Beruf für den historischen Roman absprechen, wollte man ihm von dieser göttlichen Musengabe nicht ein erkleckliches Theil zusprechen. Zu der geschichtlich wahren Darstellung gesellt sich daher in dem Dornau'schen Romane zweitens die nothwendige freie poetische Gestaltung.

Unwillkürlich drängen sich uns hier die Worte eines andern höchst befähigten Romandichters, Herrmann Kurz' („Schiller's Heimathjahre.“ 3 Theile. Stuttg. 1843.) in's Gedächtniß und in die Feder. „Der Dichter hat (in der ihm obliegenden lebensvollen Gestaltung der Geschichte) ein großes Vorbild, den unbewußten Geist der Völker, der ihm hierin vorgearbeitet hat: ich meine jene Sagen, welche seit Jahrtausenden neben der Heerstraße der Annalen auf grünen Auen geheimnißvoll emporgeschossen sind. In mißverstandener, oft falscher Abspiegelung der Begebenheiten sagen sie uns das eigentliche Was und Warum der Geschichte und legen uns die Räthsel der Menschheit wunderbar gelöst vor Augen, unbekümmert um die Richtigkeit des Unwesentlichen, denn im Dienste der Wahrheit zu lügen, ist das holde Vorrecht der Poesie.“ — Daran schließt sich die Anerkennung: „Gewiß giebt es für den Dichter im ganzen Kreise seines Schaffens keine schönere Aufgabe als den Beruf, sich neben den Geschichtschreiber zu stellen und dessen grauen Umrissen Farbe und Leben zu leihen. Die Zeit des historischen Romans ist keineswegs vorüber, vielmehr hoffe ich, daß derselbe in Deutschland, wo er von Anfang das beste Verständniß fand, erst noch seine rechte Höhe erreichen und sogar von der Historiographie als ihr nothwendiger Genosse anerkannt werden soll. Er hat ihre Lücken